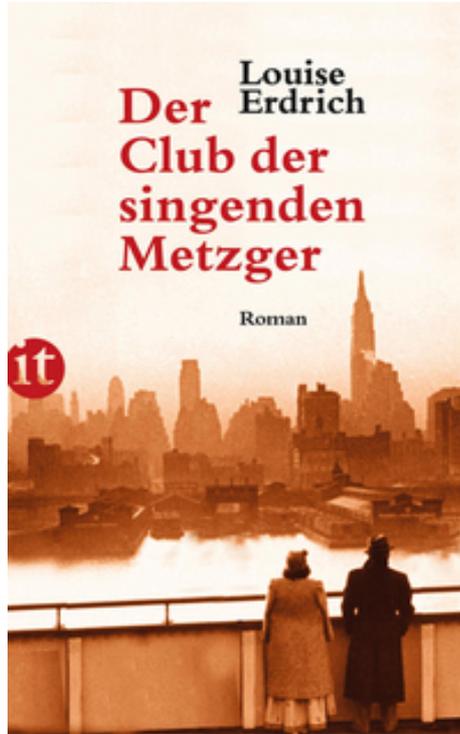


Insel Verlag

Leseprobe



Erdrich, Louise
Der Club der singenden Metzger

Roman
Aus dem Amerikanischen von Renate Orth-Guttmann

© Insel Verlag
insel taschenbuch 4014
978-3-458-35714-8

Der junge Metzgermeister Fidelis Waldvogel wandert Anfang der zwanziger Jahre mit seiner Frau nach Amerika aus. Im Gepäck einen Koffer voller Würste, mit deren Verkauf er ihre Reise in die Neue Welt finanziert – sie reisen so weit, wie die Würste reichen. Ihre neue Heimat finden Fidelis und Eva in Argus, North Dakota. Während Fidelis Würste macht und einen Gesangverein gründet, sorgt Eva mit Geschick und Energie dafür, daß die Metzgerei Waldvogel ihrer immer größer werdenden Familie ein sicheres Auskommen schafft. Unterstützt wird sie dabei von Delphine Watzka, einer jungen Artistin, die ihrem Vater Roy zuliebe nach Argus zurückgekehrt ist. Aus den verwandten Seelen Delphine und Eva werden schnell Freundinnen – bis Eva eines Tages schwer erkrankt ...

»Eine fast im Flüsterton erzählte Dorfgeschichte voller kleiner und großer Gefühle. Was folgt, wird Sie süchtig machen. Der Club der singenden Metzger ist ein Meisterwerk.« *Cosmopolitan*

»Trotz aller Tragik voller Gefühl und Humor. Herzerreißend schön.« *Momente*

Louise Erdrich, 1954 in Little Falls/Minnesota geboren, wurde für ihre Romane und Lyrikbände mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Erdrich lebt mit ihren Kindern in Minnesota. Auf deutsch sind von ihr außerdem erschienen: *Der Bingo-Palast*, *Geschichten von brennender Liebe*, *Der Klang der Trommel*, *Liebeszauber*, *Die Rübenkönigin*, *Solange du lebst* und zuletzt *Spuren*.

insel taschenbuch 4014

Louise Erdrich

Der Club der singenden Metzger



— Louise Erdrich —
Der Club der singenden Metzger

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Renate Orth-Guttmann

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2003 unter dem Titel
The Master Butchers Singing Club bei HarperCollins Publishers Inc., New York.

© 2003 by Louise Erdrich

Die deutsche Erstausgabe erschien 2004 unter dem Titel
Der Gesang des Fidelis Waldvogel im Eichborn Verlag.

Umschlagfoto: Kurt Hutton/Getty Images

insel taschenbuch 4014

Erste Auflage 2011

Insel Verlag Berlin 2011

© für die deutsche Ausgabe Eichborn AG, Frankfurt am Main, Juli 2004
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung der Eichborn AG, Frankfurt am Main.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Umschlag: HildenDesign, München, www.hildendesign.de

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35714-8

Die Gedanken sind frei,
Wer kann sie erraten,
Sie fliehen vorbei,
Wie nächtliche Schatten.
Kein Mensch kann sie wissen,
Kein Jäger erschießen
Mit Pulver und Blei.
Die Gedanken sind frei!

Aus den »Fliegenden Blättern« um 1780

*meinem Vater,
der für mich gesungen hat*

Das letzte Glied der Kette

Fidelis kam nach zwölf Tagen Fußmarsch aus dem großen Krieg nach Hause, kroch in sein Bett im Kinderzimmer und schlief sechsunddreißig Stunden fest durch. Als er Ende November 1918 aufwachte, war er nur wenige Zentimeter davon entfernt, auf der von Clemenceau und Wilson umgezeichneten Landkarte Franzose zu werden, was ihm in diesem Moment weniger wichtig war als die Frage, was es wohl zu essen geben würde. Er schob das weiße Federbett zur Seite, das seine Mutter, seit er sechs war, jedes Jahr im Frühling lüftete und neu füllte. Obwohl sie immer wieder versuchte, durch kräftiges Schrubben die Spuren einer blutigen Nase zu tilgen, die er sich mit dreizehn geholt hatte, war der Fleck noch da, zu einem hellen Teebraun verblaßt und anzusehen wie ein ausgefranstes Nest. Fidelis roch Essen, einen leichten Hauch zwar nur, der ihn aber hoffnungsvoll stimmte. Kartoffeln vielleicht. Ein bißchen Quark. Ein Ei? Ein Ei wäre nicht schlecht. Das Bett war breit, weich und nach den vielen elenden Lagerstätten der letzten drei Jahre ein so unglaublicher Luxus, daß ihn beim Hinlegen eine Gänsehaut überlief. Das leise, glückliche Weinen seiner Mutter hatte ihn in den Schlaf begleitet. Auch jetzt noch meinte er sie weinen zu hören, aber es war das Sonnenlicht, das mit perlendem Laut, einer weib-

lich-gefühlvollen Melodie über die elfenbeinfarbenen Wände wanderte.

Nach einer Weile kam er zu dem Schluß, daß er das Licht singen hörte, weil er sauber war. Irritierend sauber. Vor zwei Tagen hatte er nicht gleich ins Haus kommen wollen, sondern darum gebeten, in einem Waschzuber auf dem kleinen überdachten Hof unter der Weinlaube zu baden. Man schürte ein Feuer und machte Wasser heiß. Seine Schwester Maria Theresa las ihm die Läuse aus dem Haar, und sein Vater brachte sauberes Zeug. Um auszuhalten, was der Krieg mit sich brachte, auch den eigenen Schmutz, hatte Fidelis seine Sinne abgeschaltet. Als er sich jetzt der Welt wieder öffnete, empfand er alles, was um ihn herum vorging, beängstigend intensiv, alle Gegenstände waren voller Gefühl und Leben – wie in einem sehr lebhaften Traum.

Die Stille in seinem Kopf dröhnte. Ganz gewöhnliche Geräusche, Passanten draußen auf der Straße, kamen ihm wundersam vor wie das Schnattern seltener Affen. Ein Glücksschauer überlief ihn. Schon das Anziehen der sauberen, ungezieferfreien Sachen war etwas so Großartiges, daß ihm fast die Tränen kamen, als er die goldenen Manschettenknöpfe mit dem Eberkopf schloß, die seinem Großvater gehört hatten. Flach atmend sammelte er sich und brachte kraft seiner Ruhe die Tränen zum Versiegen. Seit der Kinderzeit hatte er, wenn er traurig war, flach geatmet und war in Reglosigkeit verfallen. Als Rekrut hatte er von Anfang an gewußt, daß diese Begabung, völlig zur Ruhe zu kommen, der Schlüssel zu seinem Überleben war. Sie hatte denn auch den unerfahrenen jungen Soldaten durch den Krieg gebracht, weil sich sehr schnell herausstellte, daß er von einer Scharfschützenstellung aus auf hundert Meter Entfernung einem Mann ein Auge durchbohren und mit fünf

Schuß drei Treffer landen konnte. Auch jetzt noch würde er wachsam sein müssen. Erinnerungen würden sich anschleichen, Emotionen sein Denken sabotieren. Es war nicht ungefährlich, wieder ins Leben zurückzukehren, nachdem man innerlich fast gestorben war. Ein Übermaß an Gefühlen stürmte auf ihn ein, deshalb beschloß er, zunächst nur oberflächliche Eindrücke zuzulassen, versuchte sich zurechtzufinden. Selbst an sein Kinderzimmer, das er so gut kannte, mußte er sich erst wieder gewöhnen.

Er setzte sich auf die Bettkante. Auf einem dicken, in die Wand eingelassenen Bord standen – unberührt seit seinem Weggang – seine Bücher ordentlich aufgereiht oder gestapelt, mit schmalen Papierstreifen als Lesezeichen. Eine Weile hatte er sich, obgleich sein Beruf feststand, der Illusion hingegeben, er könne vielleicht Dichter werden. Deshalb standen dort die Werke seiner Helden – Goethe, Heine, Rilke, ganz hinten versteckt sogar Trakl –, die er jetzt fast unbeteiligt musterte. Wieso war ihm jemals wichtig gewesen, was diese Männer schrieben? Was gingen ihn ihre Worte an? Auch die Geschichte seiner Kindheit war in diesem Zimmer vertreten durch die Zinnsoldaten, die auf dem Fensterbrett aufgestellt waren, der Stolz seiner ersten Mannesjahre durch die gerahmten Diplome und den Meisterbrief an der Wand. Die waren wichtig, sie waren seine Zukunft. Sein Überleben. Im Schrank hingen die Hemden – gebleicht, gestärkt und gebügelt, bereit zum Hineinschlüpfen, auf dem Brett darunter warteten die blank geputzten Schuhe auf den alten Fidelis. Vorsichtig versuchte er, in das aufgesperrte Ledermaul zu fahren, aber es ging nicht. Seine Füße waren geschwollen, voller Frostbeulen, rissig, schmerzten. Nur die Nagelstiefel paßten, und die waren innen grün und stanken nach Moder.

Langsam wandte er sich um und betrachtete den Tag. Das Schlafzimmerfenster war ein langgezogenes goldenes Rechteck. Er stand auf und öffnete den Fensterflügel mit dem Widderhorngriff und sah hinaus über den trägen braunen Fluß von Ludwigsruhe, über die Dächer und die toten spätherbstlichen Gärten am anderen Ufer und einen Flickenteppich blaßgrauer Felder zu der kleinen Ansammlung von Dächern und Schornsteinen dahinter. Irgendwo im Straßengewirr der Nachbarstadt wohnte die Unbekannte, die er versprochen hatte aufzusuchen. Er erappte sich dabei, daß er sich Gedanken über sie machte, komplizierte, intensive Gedanken. Die Gedanken wurden zu Fragen. Was machte sie gerade? Hatte sie einen Garten? Klaubte sie die letzten erdigen Kartoffeln aus einer kleinen strohbedeckten Miete? Hängte sie die Wäsche, frisch und weiß, an eine vereiste Leine? Unterhielt sie sich bei einer Tasse Tee mit ihrer Schwester, ihrer Mutter? Sang sie vor sich hin? Dann dachte er an sich und an das, was er versprochen hatte, ihr zu sagen. Wie sollte das gehen? Aber es mußte gehen. Irgendwie.

Eva Kalb, Eulenstraße 17. Fidelis war vor dem Fußweg aus hellem Backstein stehengeblieben und betrachtete mit gerunzelter Stirn den grazilen gußeisernen Bogen über dem Eingang. Um das Ziergitter herum wanden sich die kräftigen Ranken einer Kletterrose, blattlos und fast schwarz, riesige Dornen mit weißer Spitze. Der Fußweg war nicht gefegt, vor der Haustür lag Papier. Die anderen Häuser der Straße verrieten fanatische Ordnungsliebe noch im Chaos der Niederlage. Daß Eva Kalbs Haus so vernachlässigt war, beunruhigte Fidelis; hatte die Familie vielleicht vorher schon einen Trauerfall gehabt? Tränen stiegen ihm in die

Augen, und er kniff sich in den Nasenrücken. Die Heftigkeit seiner Emotionen, sogar in der Öffentlichkeit, erschreckte ihn. Hinter einer dünnen Gardine bewegte sich etwas. Man hatte ihn gesehen. Mit einem tiefen Atemzug und mit einem Ruck gleichsam in eine dickere Haut schlüpfend ging er den Fußweg entlang zum Haus.

Sie öffnete sofort, also war sie es gewesen, die am Fenster gestanden und ihn beobachtet hatte. Er wußte, daß es Eva war, weil sein Freund ihr Bild in einem Medaillon immer bei sich gehabt hatte. Fidelis hatte das Medaillon als Andenken behalten, und jetzt war ihm, als brenne das kleine Oval aus billiger Goldbronze ein Loch in seine Brusttasche. In dem Rähmchen steckte das handkolorierte Bild einer Frau, die ebenso tatkräftig wie zart wirkte. Der sensible Mund verriet Klugheit und Sinnlichkeit zugleich, die schrägen, tiefgrün-unergründlichen ungarischen Augen verunsicherten Fidelis mit ihrem geraden, forschenden Blick. Die antrainierte Reglosigkeit, die ihm geholfen hatte, die letzten Jahre zu überstehen, war dahin. *Schnell, die Wahrheit*, sagte sie mit einer Feindseligkeit, die wohl Selbstschutz war und ihn auf der Stelle gehorchen und das sagen ließ, was gesagt werden mußte: Ihr Liebster, ihr Bräutigam und künftiger Ehemann, Johannes, mit dem Fidelis durchgemacht hatte, was ein Mensch nur durchmachen konnte, war tot.

Unmittelbar danach war sich Fidelis nicht sicher, ob er diese Worte nur gedacht oder tatsächlich ausgesprochen hatte, aber ihm schien, als seien Töne aus seinem Mund gekommen, die er zwar nicht hören konnte, die aber Eva mit einem tiefen, zitternden Atemzug in sich aufnahm, von dem ihr die Sinne schwanden. Das schöne, kluge Gesicht wurde ganz leer, und einen Augenblick sah

Fidelis in ihr nur die nackte, gequälte Kreatur. Dann sank Eva Kalb, die Hände wie betend gefaltet, Fidelis in die Arme. Als er sie auffing und behutsam an sich zog, spürte er mit einer Überraschung, die ihm durch und durch ging, daß sie schwanger war. Später war ihm, als habe das Kind aus ihrem Leib heraus seine helfende Hand berührt.

Fidelis blieb, die Verlobte seines besten Freundes in den Armen haltend wie ein schlafendes Kind, unter der Tür stehen. Stundenlang hätte er dort stehen können. Die Kraft, die er brauchte, um sie zu halten, war nur ein winziger Bruchteil der Kraft, die er besaß, denn er gehörte zu den Menschen, die stark geboren werden und deren Stärke von Jahr zu Jahr wächst.

Es heißt, daß manche Menschen – und vielleicht gehörte Fidelis zu ihnen – im Mutterleib die Zellstruktur eines möglichen Zwilling in sich aufnehmen. Oder er stammte von jenen alten Germanen ab, die durch die Wälder streiften und ihren Gott an den Lebensbaum hängten. In einigen Gegenden Deutschlands glaubte man auch, daß in einen Menschen, der getötet hat, das Wesen des Opfers eingeht. Das wäre eine Erklärung für das Leichte und das Schwere, das sich in Fidelis' Wesen mischte. Er hatte Sekundenbruchteile, ehe seine Scharfschützenkugel das ferne Gesicht zerschmetterte hatte, im Zielfernrohr ein Lächeln aufblitzen sehen. Er hatte erlebt, wie ein Mann, dessen Hals er durchschossen hatte, die Hand auf die Wunde preßte und wie das Blut durch seine Finger quoll. Er teilte aus seinem mit Sandsäcken geschützten und verstärkten Posten heraus den Tod so zielgenau aus, daß die Engländer und Franzosen sich bemühten herauszubringen, wann er Wache hatte. Sie haßten ihn und versuchten – was ihnen auch fast gelungen wäre –, ihn zu fangen, denn sie wußten

schon ganz genau, wie sie ihn langsam töten würden. Es war auf beiden Seiten ein sehr persönlicher Krieg. Fidelis nahm es hin, er drückte sich nicht und fuhr fort, beharrlich und mühelos wie ein Raubtier, seine Opfer aus den zu flachen Gräben zu holen.

Sie gruben sich tiefer ein, um ihm zu entkommen, aber in einem Augenblick törichtem Leichtsinns, schierer Erschöpfung oder todbringenden Überschwangs erwischte er sie doch. Vielleicht war es wirklich so, daß ihre Seelen über den blutgetränkten Schlamm hinweg geradewegs in ihn eingingen, denn seine innere Ruhe wurde zu einer gelassenen Gewalttätigkeit, ungestört vom Gebrüll des schweren nächtlichen Geschützfeuers. Seine Kameraden begannen ihn zu fürchten und dann, als die Lage immer schlechter wurde, ihn zu hassen. Er zog den Beschuß des Feindes auf sich, deshalb mied man ihn. Er schlief und schlief. Granaten schlugen um ihn herum ein, Kameraden schrieten ihn an, Fidelis runzelte nur leicht die Stirn, seufzte wie ein Kind und schlief weiter. Er träumte schwarze Träume, an die er sich beim Erwachen nicht mehr erinnerte. Gewissenhaft ölte und säuberte er sein Gewehr. Er aß das Brot und die Wurst, die getrockneten Pfirsiche und Äpfel, die er von daheim mitgebracht hatte, und jeden Morgen tunkte er den Finger, mit dem er den Abzug drückte, in einen kleinen Topf mit Honig von seiner Mutter, leckte den Finger ab und schmeckte die Bienensüße voller Waldbitternis – ein Geschmack aus der Kindheit, gesaugt aus den verborgenen Blüten der Silbertannen, dort, wo sie am dichtesten standen. Er leckte nie den ganzen Honig ab, und wenn er zur Waffe griff, rutschte sein Finger nie weg.

Jetzt wartete Fidelis in der Tür, bis Evas Mutter kam. Als er Eva ins Haus brachte und sie auf ein verschossenes rosafarbenes Sofa

legte, wurde ihm das, was er bereits gewußt und seinem Freund Johannes versprochen hatte, der auf dem Rückzug unter den Klängen zart schwirrender Musik gestorben war, zur Gewißheit: Er würde Eva heiraten. Später, als sie ihm ihr Jawort gab und ihn küßte, schmeckte er auf ihrer Zunge und an ihrem Hals verschiedene Bedeutungsschichten. Er schmeckte Johannes, dem er im Tod die Stirn geküßt hatte wie einem kleinen Bruder, den man gerade zu Bett gebracht hat. Das war der salzige Geschmack des Kummers. Eva schmeckte anders und vertraut. Sie schmeckte nach der Bitternis in der Süße des Waldhonigs, und als er sein Gesicht von dem ihren hob, verströmte sie den intensiven Duft der heimlichen Schwarzkieferblüte kurz vor dem Welken.

Die Hochzeit war eine armselige Angelegenheit, die Braut hochschwanger mit dem Kind, das in Irrsinn und Verzweiflung des letzten Kriegshalbjahres gezeugt worden war. Doch der Priester wußte Bescheid, er gab ihnen seinen Segen, und sie verbrachten die erste gemeinsame Nacht in Fidelis' Kammer, wo noch immer die Zinnsoldaten über das Fensterbrett marschierten. Sie lag nackt im flackernden Licht einer Kerze, und ihr Körper verdeckte den Fleck aus Kindheitstagen auf dem Federbett. Das goldene Haar, das den gleichen rötlichen Schimmer hatte wie das seine, war über das Kissen gebreitet, die Brüste waren blau geädert wie von Flammen, die Brustwarzen rissig und dunkel. Er kniete vor ihr, zwischen ihren Beinen, legte die Hände auf ihren Leib und spürte die kräftigen Bewegungen des Kindes. Die Empfindungen, die ihn bei seiner Heimkehr so aufgewühlt hatten, waren allmählich abgeflacht zu einem Gefühl der Scham darüber, daß er überlebt hatte. Er wußte nicht, was er mit seinem Leben anfangen sollte, aber als er, Evas Hüften umklammernd und ihre Beine hinter sei-

nem Rücken verschlingend, in ihren Körper eindrang, trat er aus der gefährlichen Ruhe heraus, in der er gelebt hatte, und erkannte bewegt, daß es ihm – trotz der Last getöteter Seelen, trotz seiner Erfahrungen mit dem schwarzen Urgrund des Seins und seiner eigenen mörderischen Fähigkeiten – bestimmt war zu lieben.

Bald stellte sich heraus, daß es ihm auch bestimmt war zu reisen. Für ihn stand fest, daß er nach Amerika gehen mußte, weil er eine Scheibe Brot von dort zu Gesicht bekommen hatte. Als er kurz vor der Hochzeit mit Eva über den Marktplatz von Ludwigsruhe ging, sah er eine kleine Menschenmenge, die sich um einen Nachbarn und guten Bekannten seiner Eltern geschart hatte. Dieser Mann hatte etwas Weißes, Quadratisches in der Hand, was Fidelis zunächst für ein Bild hielt, doch die weiße Fläche war leer. Als er erkannte, daß es Brot war, mit geradezu fanatischer Präzision geformtes Brot, trat Fidelis in den Kreis, um das Wunderding in Augenschein zu nehmen. Verwandte aus einer fernen Küstenstadt hatten es in einem Paket in die Heimat geschickt als Beweis dafür, was in den Händen erfindungsreicher Menschen aus einem so alltäglichen Gegenstand wie einem Laib Brot werden konnte. Maschinen hatten es geknetet und gebacken und in Scheiben geschnitten. Sollte es tatsächlich das Werk amerikanischer Wald- und Wiesenbäcker sein? Darum drehten sich die Gespräche. Fidelis prüfte die Scheibe Brot, als sie, von Hand zu Hand weitergereicht, bei ihm ankam. Er registrierte die feine Krume und staunte über die Verarbeitung der Hefe, bemerkte den präzisen Schnitt, wunderte sich kopfschüttelnd über das merkwürdig gleichmäßige Goldbraun der Kruste. Ihm kam dieses Ding ganz und gar unglaublich vor, ein Artefakt aus einem Ort, wo man offenbar einer

unglaublich starren Ordnung anhing. Am gleichen Tag noch nannte ihm der Nachbar den Namen des Ortes, aus dem das Brot gekommen war, und er hielt ihn sorgsam, Buchstabe für Buchstabe, auf einem Zettel fest, den er in den nächsten Monaten mit sich herumtrug, bis aus dem Entstehungsort eines kleinen Wunders ein konkretes Reiseziel geworden war.

Als er mit einem Koffer, gefüllt mit den wunderbaren Rauchwürsten seines Vaters, von Bord der RMS *Mauretania* ging und in das quirlige Chaos des Hafens von New York City eintauchte, half ihm die Kraft seiner Ruhe durch die wirbelnde Ankunft der Massen. Man schrieb das Jahr 1922, und Evas Sohn war drei Jahre alt. Seiner inneren Ruhe hatte Fidelis es zu verdanken, daß er die Nachwehen des Kriegs mit ihrem Mangel überstanden hatte, in denen er sich auf tückische Schwarzmarktgeschäfte hatte einlassen müssen. Sein Koffer barg den Wohlstand seiner ganzen Familie. Alles, was sie an Schmuck noch besaßen, auch die Manschettenknöpfe, hatten sie hergegeben, damit er die Schiffskarte erstehen konnte, ohne seine Messer zu verkaufen. Mit gehorteten Kugeln aus der sorgsam versteckten Flinte hatte er das Wildschwein gewildert, aus dem die Würste gemacht waren, die ihm die Reise quer durch dieses neue Land ermöglichen sollten. Englisch sprach er nur so viel, wie er auf dem Schiff gelernt hatte, Wörter, die er für seine Zwecke brauchte – *Zug, Bahnhof, Westen, beste Wurst, Metzgermeister, Arbeit, Geld, Land*. Das Schicksal seiner Familie hing jetzt allein von ihm ab und – so sah er es – von seiner Fähigkeit, sich still und wachsam zu verhalten.

Gewiß, in seiner gelassenen Reglosigkeit lag Kraft, doch die wurde relativiert durch seine rastlos hin und her wandernden Au-

gen, die so hell waren, daß es schien, als leuchte ein Licht in seinem Schädel. Das dichte rötlichblonde Haar, unter dem Vorkriegshut seines Vaters zerdrückt, war zu lang, aber er war glatt rasiert und trug saubere Unterwäsche. In den Innentaschen des väterlichen Anzugs steckte alles, was er brauchte. Der Anzug war von der gleichen bayrisch-soliden Qualität wie der Hut. Seine Angehörigen, die stolz darauf waren, keine Bayern zu sein, mißtrauten den Süddeutschen, die, wie sie fanden, von größerer Machart waren als ihre Wollstoffe.

Obwohl seit Generationen Handwerker und Metzger, taten sie sich einiges auf ihre Bildung zugute und sehr viel auf die besonders schönen Männerstimmen in der Familie, die meist einen Sohn übersprangen. So war es mit der Singstimme seines älteren Bruders nicht weit her, Fidelis aber besaß einen Tenor von so natürlicher Klarheit und Frische, daß man hätte denken können, sein Nachname – Waldvogel – sei eigens für ihn erfunden worden. Der Name Waldvogel war in seiner Stadt so häufig, daß er sich darüber nie Gedanken gemacht hatte, aber in diesem neuen Land, wo ein Deutscher einfach ein Deutscher war, egal, aus welchem Teil des Landes er kam, sollte später immer wieder jemand darauf hinweisen und anfügen, Waldvogel sei ein erstaunlich sanftmütiger Name für einen Mann, der von der Schlachtereier lebte.

Seine Familie sah das natürlich anders; das ordentliche Töten war eine Kunst. Der Beruf, der gewissenhaftes Lernen und zahlreiche Prüfungen erforderte, verlangte auch außergewöhnliche Präzision und ein sicheres Timing. Wer den Meisterbrief als Metzger erwerben wollte, mußte sich in sämtlichen Gewürzen dieser Welt auskennen, die geheimnisvolle Herstellung Hunderter von Wurstsorten beherrschen und bei dem geschlachteten Tier das

Messer mit traumwandlerischer Sicherheit ansetzen können. Sein Vater, der sich darin ein Leben lang geübt hatte, schien kaum die Hände zu bewegen, wenn er das Tier in zunehmend manierlichere und überschaubarere Teile zerlegte. Auf dem Block verlor es seine Kreatürlichkeit und ging – so sah Fidelis das – in eine höhere und befriedigendere Daseinsform über.

Fidelis erinnerte sich der eleganten Bewegungen seines Vaters bei der Arbeit, während er selbst stundenlang Schlange stand, Untersuchungen über sich ergehen ließ, sich mit Stempeln und Schriftstücken herumärgerte, das Gedränge ungeduldiger Mitmenschen und den eigenen Hunger ertrug. Auch das schaffte er mit jener inneren Disziplin, die er am Visier seiner Waffe gelernt hatte. Denn die Rauchwürste in seinem Koffer waren keine Wegzehrung, sie waren seine Fahrkarte Richtung Westen.

Während er durch das Gedränge all jener, die hier schon Fuß gefaßt hatten, zum Bahnhof ging, überkam Fidelis ein überwältigendes Gefühl von Einsamkeit. Passanten, die an ihm vorübergingen, sahen einen aufrechten, kräftig gebauten Mann mit hohen Wangenknochen, blondem Haar, gerader, kühn vorspringender Nase und einem Mund, der so schön war wie die Stimme, die ihm entströmen konnte. Daß ihn die Stürme einer jungen und überraschenden Liebe umtrieben, sahen sie natürlich nicht. Er griff sich ans Herz, das unter den Aufschlägen seines Jacketts hin und wieder allzu unruhig pochte. Das Medaillon, das Eva ihrem Johannes geschenkt und das Fidelis heimlich behalten hatte, steckte dort, denn Fidelis hatte – beglückt und verstört zugleich – erleben müssen, daß er zwar durch die Ehe mit Eva das dem sterbenden Freund gegebene Versprechen gehalten hatte, dabei aber wie durch eine Falltür in die Schwärze einer Liebe gestürzt war,